

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 17

Artikel: Das Wunderkind
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670943>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dem Muster Andorras zu werden. Aber die Mächte winkten ab und fanden kein Verständnis dafür, daß das Walsertal im Hinblick auf seine Abgeschlossenheit eigene Briefmarken herausgeben wollte.

In jüngster Zeit war es die nationale Erhebung im Reiche, die ihre Wellen mächtig ins Walsertal warf. S.M.-Leute kontrollierten eine Zeitlang scharf die Grenzen, ohne Unbedenklichkeitsvermerk konnte niemand durch. Schlimmer

schien zunächst die Verordnung der 1000 Mark-Sperre. Die in Berlin eingesetzten Bemühungen führten jedoch zum Ziele: Die Grenze wurde geöffnet, allerdings nur unter der Bedingung, daß bewaffnete S.S.-Leute die Grenzbewachung gegen Vorarlberg übernahmen. Ferner wurden alle gegen die Nationalsozialisten gerichteten österreichischen Verbotsmaßnahmen den reichsdeutschen Bürgern gegenüber gemildert und teilweise sogar aufgehoben.

Heidebestimmung.

Bei hellem Sommer Sonnenlicht
Hatt' ich heut mittag ein Gesicht.
Wie ich durch Kraut und Heide schritt,
Ging neben mir ein Knabe mit.
Um seine Schläfen floß ein Glanz,
Auf seinen Locken lag ein Kranz
Von frischen Rosen voll und weich,
Gepflückt im goldnen Jugendreich.
Sein dunkles Auge blickte weit,

Als sah es in die Ewigkeit,
Als sah es fern im Sonnenmeer
Ein Königreich, so stolz und hehr . . .
Tief späht' ich ihm ins Augenlicht —
Und sah mein eignes Angesicht,
Und sah es werden blaß und bleich,
Leis schwinden, toten Nebeln gleich, —
Und sah verwehn im Heidestaub
Welk einen Kranz von Rosenlaub. . .

Hans Benzmann.

Das Wunderkind.

Von Ernst Eschmann.

Es war eine ausgemachte Sache: das kleine Elfeli war ein Wunderkind. Es zählte zwar erst drei Jahre, aber alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß einmal etwas Außergewöhnliches aus ihm wurde. Die Mutter behauptete es jeden Tag, und wenn der Vater aus dem Geschäft kam, vernahm er wieder viel neues Außerordentliches.

„Denk dir, was mich das Elfeli heute Morgen gefragt hat: Nicht wahr, die Sterne haben doch Rädlein, sonst könnten sie nicht über den Himmel fahren?“ Und wie ich am Nähtischchen saß, kletterte es auf den runden Stuhl, öffnete den Deckel des Klaviers und begann mit seinen Händchen auf den Tasten herumzutanzten, und es spielte schon halbe Noten. Ei, das muß ein Musikgehör haben! Nun ja, ich habe immer gut singen können.“

Des Vaters Augen begannen zu glänzen. Wer weiß, es steckte eine große Begabung in ihm. Da mußte man auf der Hut sein. Die Eltern ließen das Mägdlein seitdem nicht mehr aus den Augen. Je eifriger sie es beobachteten, um so mehr Überraschungen erlebten sie. Tag für Tag brachte eine Extrafreude und weckte neue Hoffnungen.

Einmal erwischte es einen Bleistift und holte einen Zeichen Papier. Und alsobald begann es

zu kritzeln und zu zeichnen. Da entstand etwas wie ein Haus. Fenster und Dach waren gut zu erkennen. Es mußte jemand an einem Ofen oder in der Küche tätig sein. Eine dicke Rauchfahne quoll aus dem Kamin. Ein paar Striche, das war der Brunnen, ein paar Striche, das war die Mutter, die Wasser holte, ein paar Striche, da stand der Bari, der das Gut bewachte, und wie er die Ohren sträubte! Ein paar Striche, da kam ein Kälblein gesprungen, vier Ringlein, da stand der Wagen, ein Kreis und ein Strich, da war auch der Fuhrmann schon da mit seiner Peitsche.

Die Mutter trat ganz zufällig hinzu. Sie ließ sich alles erklären, und da zeigte es sich, was das Elfeli für Ideen hatte. „Dem Vater zeigen, wenn er heimkommt,“ sagte sie, „der wird eine Freude haben!“

Das Elfeli klatschte in die Händchen: „Ja, der Vater muß es auch sehen, und ich zeichne noch viel viel mehr hinzu, den Stall, den Hühnerhof, die Henne mit ihren Kleinen, einen Osterhas und unsere Katze.“

Als der Vater des abends in die Stube trat, sprang Elfeli auf ihn zu und streckte ihm seine Zeichnungen entgegen. Er legte sie auf den Tisch und traute seinen Augen kaum. Das hatte sein



Altes Walserhaus.

dreijähriges Elseli fertig gebracht! Wie lebendig das war! Und Humor steckte auch schon darin. Der Vater beguckte die Helglein von allen Seiten, das Elseli jubelte: „Gell, söhn, söhn!“ Und er nickte, lächelte es liebevoll an und strich ihm übers Haar. Hatte er nicht kürzlich in einer Kunstsammlung ähnliche Versuche gesehen? Nein, das waren ja gar keine Versuche gewesen. Das war das ernsthafteste Werk eines Künstlers, der neue Ziele im Auge hatte. Böklin und Albert Welte hatten auch so angefangen. Wenn in dem kleinen Köpflein eine große Malerin schlummerte! Und unversehens erinnerte sich der Vater, daß er ehemals in der Schule gut gezeichnet hatte. Ja, das hatte es von ihm, und von der Mutter die Musik!

So galt es nun, das Mägdlein in seinen seltenen Anlagen nicht zu stören. Ja noch mehr, es darin zu fördern, wie es der Eltern Pflicht ist, und seinen Wünschen und Launen den Lauf zu lassen.

Richtig, Launen hatte es auch. Aber das war nicht schlimm. Auf alle Fälle waren das andere Launen als bei gewöhnlichen Kindern.

Die Eltern hatten bereits angefangen, ihr Elseli als ein seltenes Wunderpflänzchen zu be-

trachten. Sein Name klang von früh bis spät durchs Haus.

„Still, das Elseli will spielen!“

„Dieses Bildchen hat das Elseli gestern gemacht!“

„Und wie das Elseli singen kann!“

„Jetzt kennt unser Elseli schon die Uhr.“

„Ich glaub', unser Elseli kann schon Gedrucktes lesen. Ich hab' es heute erwischt, wie es in einer Zeitung blätterte.“

Wenn Besuch kam, war nur von Elseli die Rede. Es mußte alle seine Künste zeigen, es mußte seine Zeichnungen hervorholen, am Klavier mit dem rechten Zeigefingerchen spielen: Alles neu macht der Mai! Es mußte den Leuten sagen, wie spät es sei, und es mußte die „Abendpost“ vom „Anzeiger“ unterscheiden. Dann setzten die Gäste eine verwunderte Miene auf, streichelten und belobten es, daß es selber über sich ins Staunen kam und sich dachte: es muß wohl so sein, wenn die Großen es sagen!

Es ging ihm gut, es mußte kaum wie. Bald hieß es: ich will! Dann wieder: nein, nein, nein!

„Mutter, ich will in den Garten!“

„Ich will zum Hansli hinüber.“ Der Hansli war ein gleichalter Bub der Nachbarschaft.

„Ich will heute das schöne Röcklein anziehen.“

„Ich will keine Suppe.“

Wo andere Kinder bettelten und fragten: „Mutter, darf ich —?“ sagte das kleine Elseli: ich will! Und es durfte, es durfte immer.

„Wir dürfen ihm keine Fesseln anlegen,“ meinte auch der Vater. Denn seine Begabung und sein Eifer könnten ertötet werden. Man begann ihm die Noten zu erklären, man schenkte ihm Zeichenpapier, Stifte und Farben, man las ihm Geschichten vor und entdeckte auf einmal, daß es auch schon ganze Geschichten aus seinem klugen und phantasiereichen Köpflein herausspann. Und was für Geschichten! So lustige, so drollige waren in keinem Buche zu lesen. Das Elseli hatte sein eigenes Märchenland, und darin tummelte es sich nach Herzenslust. Die Eltern sagten sich jeden Tag: wie wird der Lehrer staunen, wenn unser Elseli einmal zur Schule muß! So ein Mädchen hat er gewiß noch nie gehabt. Es kann schon seinen Namen schreiben, es rechnet mit Kugeln und Äpfeln und ist stundenlang in seinem Krämerladen tätig. Nur die Puppen haben kein schönes Leben bei ihm. Sie werden nie alt und liegen mit zerschmetterten Gliedern herum. Wahrlich, das Elseli ist nicht wie die andern Kinder.

Wenn ihm etwas wider den Strich geht, so strampelt es mit den Füßchen, es schreit, als ob es an einem Spieße steckte: nein, nein, nein!

„So lassen wir es!“ hilft ihm dann die Mutter, und handkehrum ist es wieder mäuschenstill. Der Vater vertröstet sich auf eine rosige Zukunft und malt sich in allen Farben aus, was einmal für ein Hexenmeister aus seinem Elseli wird.

Da geschah etwas Unverhofftes. Und doch: es war etwas Alltägliches. Die Tante kam nämlich auf Besuch. Tanten haben manchmal etwas Stacheliges, besonders, wenn sie unverheiratet geblieben sind. Und solcher Art war Tante Rosine. Sie kam von auswärts und war von der Reise etwas mitgenommen. Da sie schon über ein Jahr sich nicht mehr angemeldet hatte, gab's allerlei Neues zu berichten. Das Allerlei betraf eigentlich nur das Elseli. Was nicht alles von ihm erzählt wurde! Was es schon konnte und kannte, die Sprüchlein, die es her sagte, wie es lachte, wie es ging, wie es Klavier spielte, wie es zeichnete, wie klug es dreinschaute, ja, wie es saß, wie es aß, wie es schlief, und dann, wie reizend

es aus sah! Die schlauen Auglein, die roten Wangen, die runden Beinchen, das niedliche Stumpfnäschen, das Grüblein im Kinn, die Locklein, die ihm über die Stirn fielen, das Bild, das ganze Elseli wie aus einem Rahmen geschnitten. Kein Künstler könnte ein schöneres Mägdlein auf die Leinwand zaubern.

Die Tante sagte nicht viel. Aber es zuckte etwas um ihre Mundwinkel. Es war, als huschte ihr ein Teufelchen übers Gesicht. Und dieses Teufelchen bereitete etwas Unerhörtes vor. Das Unerhörte aber war, daß Rosine etwas ungläubig meinte: „So, so, euer Elseli ist so ein Wunderkind!“ Dann fügte sie etwas bissig hinzu: „Es scheint, daß es ausgerechnet euch von den besten aller Engel vom Himmel in die Wiege geflogen kam. Nur schade, es hat mir nicht einmal das schöne Händlein gegeben, und von einem: guten Tag habe ich auch nichts gehört.“

Was sollte das heißen?

Die Mutter stutzte.

Der Vater war entsetzt. Wollte sich die Tante etwa gar lustig machen über sie?

„Ist dir nicht gut, Rosine?“ fragte sie die Schwester.

„Nicht im geringsten“, gab die Tante zur Antwort. „Es will mir nur scheinen, es gebe noch viele solche Elseli im Lande herum. Soll ich euch ein paar aufzählen? Ich weiß eins, das hat ein Stimmlein wie eine Nachtigall, und just gestern habe ich Zeichnungen von einem kleinen Knirps gesehen, der zeichnet vom Wagen nicht nur die vier Räder, die Personen sind nicht solche Rebstöcken, auf den Dächern liegen Ziegel, und die Tiere kommen in natürlichen und gar nicht so steifen Bewegungen gesprungen. Wenn ich mich an die Szene von gestern abend erinnere, kann dieses Wunderkindlein prächtig zwingen. Mir wenigstens ist die Geduld fast ausgegangen.“

Diese Rede der Tante wirkte wie ein Schuß in heilige Mittagsstille. Die Mutter fand keine Worte. Der Vater bekam einen zündroten Kopf. Er trommelte mit der Rechten auf den Stubentisch, er schaute an der Tante vorbei ins Freie und würgte eine laute Aufregung hinunter.

So erlaubte sich Rosine von ihrem Elseli zu reden! Nein, deswegen hätte sie die Tagereise zu ihnen nicht machen müssen. Aber eigentlich, das war ihnen nichts Neues. Sie kannten ja Tante Rosine schon längst. Aber daß sie ihrem Mägdlein so wenig Verständnis entgegenbrächte, das hätten sie von ihr nicht erwartet. Wie ihre Ver-

bitterung doch ihr den Sinn für alles Schöne und Herrliche trübte!

Zum Glück wußten sie es besser.

Die Stimmung in der Stube war schwül. So, wie im Hochsommer vor Gewittern. Die Mutter machte ein Fenster auf.

Andern Tags packte die Tante ihre Siebensachen mit der Ausrede zusammen, sie habe Geschäfte zu Hause. „So können wir dich nicht halten,“ unterstützte sie die Mutter, und der Vater machte mit einem verbissenen Lächeln: „Sag der Tante schön adieu.“ Das Mägdlein aber stob wie eine Kugel aus der Türe und ließ sich nicht wieder blicken, bis das letzte Zipfelchen von Rosine verschwunden war.

Monate vergingen. Die Jahreszeiten lösten einander ab. Das Elseli wurde älter. Im Frühling mußte es zur Schule. Es freute sich nicht sonderlich darauf. Ahnte es etwas, daß sein liebes Wörtlein: ich will! ihm abhanden kommen könnte?

Als die Schule begonnen hatte, wußte es allerlei über seine Klassengenossen hinaus. Gelegentlich langweilte es sich und schaute den Vögeln zu, die auf dem Kirchendach saßen. Und wenn der Lehrer seinen Schülern eine Geschichte erzählte, wenn die kleinen ABC-Schützen in ihren Bänken die Ohren spitzten und dreinguckten, als könnten sie den nächsten Augenblick kaum erwarten, spielte das Elseli gleichgültig mit seiner Federachtel. Es kannte ja alles schon längst. Und darum durfte es seine Gedanken anderswo spazieren lassen.

Sa, was es nicht alles schon wußte! Wozu ging es überhaupt zur Schule? Nein, das war nicht zum Aushalten. Da durfte man sich nicht einmal rühren, da durfte man kein Wörtlein sagen, und alles kannte der Lehrer besser! Er ließ es die schönsten Buchstaben wieder aus-



Himmelbett im Heimatmuseum Riezern.

wischen. Und rechnen und lesen und singen und turnen mußte man, wenn man gar keine Lust dazu hatte. Und das Frühaufstehen! Und die dummen Aufgaben! Ein Glück, daß die Ferien bald da waren!

Und sie rückten an. Elseli brachte das erste Zeugnis heim. Der Vater setzte sich die Brille auf. Voll guter Zuberficht nahm er es zur Hand.

Aber was war das? Der Vater machte seltsame Bewegungen. Er holte seine zweite Brille, aber es half alles nichts. Ein Stich fuhr ihm durchs Herz. Von den „selbstverständlichen“ Sehr gut! war nichts zu entdecken. Mittelmäßig! lautete die Grundmelodie. Mittelmäßig! sein Elseli! Aber er hätte es sich eigentlich denken

können, daß es mit seinen ungewöhnlichen Fähigkeiten im großen Haufen gar nicht erkannt und geschätzt würde. Und beim Betragen stand: sehr unaufmerksam. Utflug!

„Es fehlt nur noch das: enfant terrible“, fuhr es dem Vater heraus.

„Zeig, zeig!“ Die Mutter wollte auch sehen, warum der Vater so außer Fassung war. Als sie das Büchlein durchgegangen hatte, sank sie beinahe ohnmächtig in einen Stuhl. Sie mußte sich erholen. Dann beschaute sie ihr Mädlein von oben bis unten, und es war ihr, ihr Wunderkind sei auf einmal des seltenen Schimmers entkleidet, der es alle Tage umgeben hatte. Aber nein, das war ja nicht möglich. Sie mußte doch morgen zum Lehrer gehen.

Es war eine lange Unterredung geworden, und dabei war ihr ein holder Traum zerronnen. Die harte Wirklichkeit schlug Wunden. Und doch, man mußte den Mut aufbringen, ihr ins Auge zu schauen.

„Tante Rosine hat recht gehabt,“ sagte die Mutter am Abend, und sie spürte, daß sie etwas gut zu machen hatte. Sie schlug dem Vater vor, ihre Schwester auf ein paar Tage einzuladen.

Als Elseli davon hörte, begann es zu stämpeln und sich nach Kräften zu wehren: „Nein, nein! Die Tante darf nicht kommen!“

Zum ersten Mal waren die Eltern anderer Meinung als ihr „Wunderkind“. Sie sagten deutlich und unmißverständlich das Gegenteil. Und dabei blieb es.

Einem jungen Mädchen.

Ich bin beglückt, mein Kind;
denn über Nacht,
schnell, wie die Blumen sind,
bist du erwacht.

Noch gestern klein und grün,
ein Knösplein kaum,
heut prächtig, duftig, kühn,
ein Blütentraum.

Des eignen Reichthums froh,
schenkst du mit Lust,
doch alles zart und so
wie unbewußt.

Du ahnst, verträumt und weich,
die neue Art
und hast dein Kinderreich
dir doch bewahrt.

Margaretha Schwab-Blüß.

Die Rabeneltern.

Von Jeremias Gotthelf.

In einer geräumigen Bauernstube schnurrten drei Räder, zwei Kinder saßen lernend hinterm Tisch, und vor dem Tisch stand haspelnd ein Mann, unter dem Ofen schnarchte ein Hund. „Ich weiß gar nicht, warum der Schulmeister nicht zu uns kommt,“ sagte eine stattliche Frau, die an der untern Tischecke spann, „hat man sich etwa gegen ihn verfehlt?“ Es war die Gerichtsfäsin, welcher der Schulmeister versprochen hatte, bald zu kommen, ihre Neugier zu stillen, was es mit den Rabeneltern für eine Bewandtnis habe. Mit dem klopft es an der Türe, und ehe man erraten, wer das sein möge, und Bescheid gegeben, ging die Türe auf, und der Schulmeister trat herein. „Guten Abend geb' euch Gott“, sagte er; „ich habe gedacht, ich wollte gerade hereinkommen; der Nordwind geht gar scharf draußen.“

„Gottwillkommen, Schulmeister!“ sagte die Gerichtsfäsin, wischte die Hand am Schurz ab und gab sie dem Schulmeister. „Wir haben nach

Euch verlangt und schon gedacht, wir hätten etwas bei Euch verfehlt, daß Ihr noch nicht gekommen seid.“ „Nicht doch“, sagte der Schulmeister, „was denket ihr? Wenn alle Leute wären wie ihr, dann könnte man's schon aushalten. Ich hab's meiner Frau schon oft gesagt, wenn die Gerichtsfäsen nicht wären, so wäre es mir doch schon leid geworden hier.“ „Um Gotteswillen, Schulmeister, so müßt Ihr nicht reden, sonst fangen die Kinder noch an zu weinen, und einen solchen, der sich solche Mühe mit ihnen gibt, bekommen wir nicht wieder,“ sagte die Gerichtsfäsin. „Aber jetzt laß sehen, ich kann gar nicht die Zeit erwarten, bis ich etwas von den Rabeneltern höre; ich habe schon oft davon geträumt.“

Der Schulmeister, nachdem er noch einiges vorgebracht, setzte sich oben an den Tisch und begann folgendermaßen:

„Ich bin weit von hier daheim, im Oberland oben, wo die Lawinen tosen und die Bäche von